

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 243.

Dienstag, 18. Oktober

1927.

(7. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willo Seidel.

Die Kapelle trommelt weiter im Takt eines verblutenden Pulses. Jemand singt mit: flache Stimmen steigen dort hinter den Instrumenten auf. Sie beten, die Halbblut-Musikanten, zu ihrer Gottheit, die „Katharina“ heißt, in der Mitte eines Takttes, beim Verstummen der Synkope, schluchzt ein brünstiges „Oh“; — Vielleicht hat diese Gottheit, der sechs Gesichter huldigen mit hurtig rollenden Samtaugen, blondes, kurzgeschnittenes Haar und weißes niederländisches Fleisch; höchstwahrscheinlich hat sie das. Aber Rehmerdill hat den Typus „Katharina“ von jeher abgelehnt. Er liebt den Klang der Holzpantinen nicht, der durch die Äußerungen solcher Frauen klappert.

Kings um sie ist trotz aller Vorsicht — schon durch den Takt der neuen Piece — eine Beschleunigung in die Leute geraten. Ganz aus der Seele ist es ihnen gelungen, dies Gassenhauerchen aus Rotterdam. Wären sie, in all ihrem verpflanzten Bürgertum, um einen Pakt-Tisch versammelt, das fühlt man, so ergäbe sich großes Lustgekrächz und sinnesfreudiges Tohuwabohu. Die Gesichter röten sich. Gespräche werden gewagter, sichtbare Transpiration setzt ein.

Und mittendrin fühlt Rehmerdill sich wie auf einer Insel.

„Sie haben recht“, flüstert er nach zwei Minuten, „wir sind in Europa. Sie sind Europa.“

„Also die Quintessenz von Vollkommenheit“, sagt der spöttische kleine Mund (etwas geschürzt wie bei jener noch stummen, aber schon geformten Frage: „Was hast du mit deinem Leben gemacht?“): „Das wollten Sie doch damit sagen? — Apropos“, sagt sie plötzlich mit veränderter Stimme, „wie geht es Ihrer Frau?“

Ein Zufall will, daß sich in diesem Augenblick Hendrijs wieder vorüberzieht. Rehmerdills Augen verengen sich; ihn erfasst leidende Wut. Nora folgt seinem Blick und fängt den Ausdruck jenes fahlbraunen Gesichtes auf. Ihr ist, als werde sie angesprochen. Es ist nur eine Sekunde. Sie hat den Eindruck einer großen Silhouette, eines seltsamen Schmelzprodukts aus gewohnter gesellschaftlicher Gebärde und aalgleicher Glattheit der Tropen. An diese dunkle Figur wie gekreuzigt, in gelbe Rohseide gekleidet, perlblau vor Anämie, hängt eine Jungfrau, der das Klima nicht bekommt.

„Wer war das?“ fragt Nora fröstelnd.

„Der Bruder meiner — früheren Frau.“

„Ah! — Ihrer „früheren“ Frau?“

„Ja. — Wir leben bereits getrennt. — Es ist nur Formsache, daß wir uns scheiden lassen.“

„Sieht — jene Dame ihrem Bruder ähnlich?“

„Sehr! — Es herrscht in ihrer Verwandtschaft —“ Rehmerdill wird plötzlich fast schwachhaft, — „eine ausgesprochene Familienähnlichkeit. . . Man kann fast sagen, sie gleichen einander wie Eier. — Wie Krokodile.“

„Man soll“, jagte Nora mit rätselhaftem Ausdruck, von Abgeschiedenen nur Gutes reden. Denn für Sie scheint sie doch gewissermaßen tot zu sein.“

„Für mich ja . . . das heißt hoffentlich. Für ihre Welt ist sie sehr lebendig — schauerhaft lebendig.“

„Wie sagten Sie? . . . Die Musik . . .“

„Ich sagte: ungewöhnlich lebendig, denn sie verkörpert das akute Problem, das wir hier haben: — das Mischlings-Problem. Man hätte schon längst zu englischen Methoden greifen müssen. Aber dafür ist man hier zu uninteressiert.“

„Also haben auch Sie zu den Uninteressierten gehört. Die ehrlichen Folgen solch mangelnden Interesses sieht man hier. Bis zwanzig sind sie ganz reizvoll, diese Mädchen; geradezu hübsch, nein?“

„Ich war zehn Jahre jünger . . .“

„Und vor zehn Jahren waren Sie sehr stürmisch und unbedenklich . . . Und jetzt sind Sie seit Monaten — oder Wochen? — getrennt . . . Sie Armer . . . Das war wohl eine lange Zeit . . .“

„Der Zufall wollte, daß meine Trennung zeitlich mit — Ihrer Bekanntschaft zusammenfiel.“

Nora dreht ihr Köpfchen rückwärts umher; ihm scheint, als aume sie stark aus und schmiege sich dabei um einen winzigen Grad weniger elastisch an seinen stützenden Oberarm. Dann beugt sie den Kopf, so daß er sehen kann, wie sich das goldbraune Haar mit flimmerndem Glanz in die weiche Nackenrinne hineinverliert. Und die gelben Brillanten pendeln gewaltig schnell, wie kleine Uhrpendel, die diesen köstlichsten aller Momente abmessen und zerpalten.

Er kann nicht darauf schwören; er hört's nur mit dem ganzen ihr entgegenströmenden Wesen, daß sie zum Parlett hinunterflüstert:

„So so — wirklich der Zufall?“

Der Schatten an der Treppe.

Rehmerdill bringt Nora an die Estrade zurück. Die paar hundert Menschen laufen auseinander. Aus dem verschlungenen Wirrwarr lösen sich die Farbkleckse und streben, von Schwarz oder von Weiß eskortiert, den Tischen wieder zu, wo neuer soeben ausgeschenkter Champagner in den Gläsern siedet.

Herr Salbeiklatt hat sich diese Fürsorge angelegen sein lassen. Während man tanzt, ist er von Tisch zu Tisch geschlichen, mit einem veronnenen Lächeln, dem die napoleonische Position nichts von der ranzigen Süße nahm; leicht mit prallen Hüften bebend, ist er umhergeschlichen. „Noch ein Gläschen?“ hat er ge-
lungen, wenn er den betreffenden Tisch noch besetzt fand. „Wie man sich echauffiert! — Gott! — Als ich sage . . . Nun, ich würde nicht tanzen wollen; besser gar nicht, so denke ich, als ungraziös . . . Ich wäre eine Blamage, ach Gott! — So ist es!“

So hat er auf der Estrade seine platten Scherzchen getrieben und das Heer der braunen Djonges in steter Bewegung gehalten. Nun nimmt er gedankenvoll wahr, wie der Doktor sich um des Großhändlers Frau bemüht. Auch sieht er, daß sie stehend ein Spitzglas hinuntergießt; daß es drüben zugeht wie in Old Holland. Sie hebt sich nicht einmal, sondern nimmt sofort den Arm des anderen Kavaliere, der dies sympathische

Tailenfädchen trägt, um sich in den neuen Steg hineinzustürzen. „Eigenartig“, denkt Salbeiblatt und seine Augen, farblos wie Staniol, verzehren die Gruppe. Die scheinbare Entlegenheit seines Reptilblids ermöglicht es ihm, so auszusehen, als blide er ziellos ins Universum; die heimliche Neugier verrät sich dadurch, daß er den Daumen an der Hüfte weht und an der Unterlippe knabbert.

Nun steht der Doktor auf, aha, er geht allein. Hinter der Spiegelbelegten Säule auf der Lauer liegend, fängt Salbeiblatt ihn bei seiner Rückkehr ab. Den lachsfarbenen rasierten Kopf auf die Schulter gelegt, kommt er mit Trippelschritt hervor. „Sie sind —“ beginnt er in singendem Plauderton, „ja in scharmanter Gesellschaft, Herr Doktor. Mundete das Diner?“

„Ganz tüchtig gekocht, Salbeiblatt“, sagt Rehmerdill, der haltgemacht hat und dem dieser Überfall nicht ganz unerwünscht kommt. Jedenfalls ruht er ihn dazu aus, um, ohne den Verdacht seines Tisches zu erregen, unauffällig in den Saal zu spähen. Leicht getränkt merkt Salbeiblatt, daß man ihn als Paravent mißbraucht; er leistet sich daher selbst einen Blick ins Lokal und erkennt, was es da im besonderen zu sehen gibt und was den Doktor so interessiert. Das ist ein blonder Kopf, der beträchtlich höher schwebt als die Menschheit, plaudernd herniedergeneigt zu einer braungoldenen Pagenfrisur.

„Ja —“, sagt Rehmerdill, der sich schon ein wenig ärgert, daß er sich ertappt fühlt — „das Diner war ehbar. — Was ich sagen wollte . . .“

„Ehbar —“, hat Salbeiblatt ein. „Und hoffentlich bekommt es den Herrschaften besser als die Küche im „Daendels“. Gott, wie kann man im „Daendels“ wohnen!“

„Sie scheinen gut informiert, Salbeiblatt —“

„So ist es, Herr Doktor.“

„Ist denn die Küche dort wirklich so schlecht?“

„Sie dürfen mir nicht übelnehmen, Herr Doktor, daß ich die Küche indiskutabel finde. — Eine indische Dame hat die Leitung . . . Sie faulenz, verstehen Sie, und kauft billig bei ganz kleinen Chinesen . . . Nun, Herr Doktor; ich kenne meine indischen Damen. — So ist es.“

„Vielleicht auch ich, Salbeiblatt“, sagt Rehmerdill; stellt eine kleine zerstreute Zustimmung in die Luft. Doch dieser unausstehliche Mensch holt sich das absichtslose Wortchen sofort herab, bespöttelt es meckend und zerrupft es unter vielen gedämpften jauchzenden: „Ah’s“, — „als Sie sagen . . .“, — „so ist es —“ . . . Wie in aller Welt kann er schon etwas über Antja wissen?! —

Mit diesem zweiten ertappten wächst der kleine Anfangsärger des Doktors. „Sie sind doch ein insinuanter Mensch!“ fährt er ihn an und badet den blanken Cheskoch a. D. in Tabatsqualm. Doch dieser kommt nicht aus der Fassung; im Gegenteil: er deutet mit dem Goldfinger auf die Zigarette und spricht:

„Aber Herr Doktor! Bei Ihrem Einkommen eine McGillavry! — Ich schide Ihnen eine Büchse Abdullah . . . als Präsent . . . Sie dürfen sie ruhig rauchen. Ich vergifte niemand, hehe . . . Das ist das Privileg der — indischen Damen.“

Zum Satan! Auch davon weiß er! Wie ein Weichtier sitzt er auf den faulen Fehlgeburten von Klatschgerüchten und saugt sie aus; ja, er leckt sich die Lippen dabei, dieser Bastard der Fama und des Nomus. Rehmerdill will ihm zu Leibe, beherrscht sich aber. Er ist ihm irgendwo unterlegen. Dieser lachsarbene Schleicher hat ja auch nützliche Informationen, wenn es nottut; also baut er vor und geht ihm nicht zu Leibe.

„Diesmal raten Sie falsch, Salbeiblatt . . . Frau Erdbrink hatte keine Speisevergiftung. Eine Verwechslung von Medikamenten. Hier muß ich die Daendels-Indo in Schutz nehmen.“

„Nun“, erwidert der Manager, „das ändert die Sache. Aber, Herr Doktor —“ (und sein blankes Gesicht, das stete halb ekstatische Grinsen weggewischt, wird plötzlich verblüffend ausdruckslos wie eine jener japanischen Tempelmasken aus fleischfarbenem Lack) — „im allgemeinen greifen die Indos so gern zum Gift wie die Inlanders. Ja. — So ist es!“ — Rehmerdill

starrt ihn an. Er hört Heyermans' Worte im Hirn: „Laß dir das Essen vorschnemmen . . .“ Der hat es unter breitem Lachen gesagt, und ist für gewöhnlich ernst. Dieser hier ist für gewöhnlich albern, und sagt es ihm emphatisch ernst, soweit das seiner Clownhaftigkeit gelingt. Das ist bedenklicher. Er kneift die Augen zusammen. Soll er diesem Reptil den Triumph gönnen, einen Ratschlag anzubringen? Soll er es in sein Inneres hineinlassen und es neu gemästet mit einem Streichklaps in die Welt entsenden?

„Ich gebe Ihnen“, sagt er pointiert, „in Zukunft meine Gerichte vorzukosten. Keine Angst, Sie kommen bestimmt mit dem Leben davon. Darauf wette ich einen Kranz für Sie. Sie haben genug Gegengift.“ Und er tippt ihm auf den Bauch. Der Manager freischt gekitzelt auf wie ein Weib. Dann sieht er dem Doktor kopfwiegend nach, als dieser sich an seinen Platz zurückbegibt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Verzage nicht.

Verzage nicht, wenn alles bricht,
Wenn alle Straßen sich verdunkeln,
Ein Sternlein doch, wird immer noch
In deine müde Seele funkeln.

Zu neuer Bahn, führt es hinan,
Es lehrt dich immer vorwärts schreiten.
Und jede Qual vergeht einmal
Im Stundenschlag der frohen Zeiten.

Dann lächelst du, Vergang'nem zu,
Und alles, was wie Leid erschienen, —
Du siehst es klar, so offenbar,
Es wollte läuternd dir nur dienen.

Frans Cingia.

Hochzeit bei den Usbeken.

Samarkand, im September.

Der Herbst ist ins Land Usbekistan gezogen. Die Baumwollente ist vorüber. Müde Sonnenstrahlen fallen auf die gereiften, saftigen Trauben, berausches Weinroma liegt in der Luft und erfüllt die Menschen mit neuer Lebensfreude. Die schwere Arbeit ist getan. An den nun beginnenden langen Abenden der Ruhe und Erholung beschäftigt sich der Usbake gern mit seinen Gedanken und ist leicht zu orientalischen Philosophien geneigt.

Auch im Hause des Usbeken Taschbulat gibt man sich allerhand Feierabendgedanken hin. Seine Frau Dojatscha sinnt: unser Haus ist gefüllt mit Gut und Geld, wie eine Schale mit süßstem Weine. Der stille Winter liegt vor uns, und in unserem Hause werden hoffentlich Glück, Friede und Ruhe herrschen! Sie geht zum Fenster und blickt hinaus. Dort steht Rachimbai — ihr einziger Sohn. Er kennt keine Sorgen, ist immer lustig und munter; sein junger siebzehnjähriger Körper ist kräftig und wohlgebaut, keine Arbeit ist ihm zu schwer.

Die Mutter ruft Taschbulat, ihren Gatten, den Vater Rachimbais, zu sich und spricht: „Wenn die Traube reif ist, muß sie abgenommen werden, Taschbulat. Und wenn der Jüngling 17 Jahre zählt, muß er verheiratet werden. Unser Rachimbai ist gereift wie eine Frucht unter der Sonne.“ — Taschbulat antwortet: „Du hast recht, Dojatscha. Wie seltsam, daß ich nicht schon selbst daran gedacht habe.“ Er geht zum Fenster und ruft den Sohn. Feierliche Stille umgibt Rachimbai, als er eintritt.

„Wenn der Wein reift — was tut man mit ihm, Rachimbai?“, fragt der Vater.

„Man nimmt ihn ab“, antwortet der Jüngling.

„Du sprichst recht. Aber weist du auch, was man mit dem Manne tut, wenn er gereift ist?“

Dunkle Röte bedeckt das Gesicht Rachimbais. Er schweigt. Die Mutter spricht an seiner Stelle: „Wir fragen dich nicht, Rachimbai, wir sagen dir nur, daß du heiraten mußt und wir werden dich verheiraten.“

„Ja, wir werden dich verheiraten“, bekräftigt der Vater.

Am folgenden Tage geht Dojatscha ins Dorf, ihrem Sohne eine Frau zu suchen. Vor dem Hause des ehrenwerten Mawlanbai bleibt sie stehen und klopft an die Pforte. Auf der Schwelle des Hauses steht die zweite Frau des Mawlanbai, doch sie braucht, Gulnuz, seine erste Frau, und geht deshalb in das Innere des Hauses. Die zweite Frau ahnt, worum es sich handelt und läuft auf den Hof, um Minowar, die Tochter Gulnuzs zu suchen. Die kleine schmachtige Minowar hat den Besuch kommen sehen und sich

im Stall versteckt. Sie drückt sich in eine Ecke und zittert vor Angst.

„Du wirst bald eine Frau sein, Minowar“, spricht die Ältere zum Mädchen, „aber wissen möchte ich gerne, ob du die erste Frau des Jungen oder die dritte Frau des Alten wirst? Natürlich möchte jedes Mädchen die erste Frau eines jungen Mannes werden. Ich wollte es auch, doch es kam anders. Ich klage weder über deinen Vater, noch über deine Mutter. Aber als ich Mädchen war, wäre ich gern die erste Frau eines jungen Mannes geworden.“

Unterdessen sitzt Dojatscha im Hause Mawlianbais am gedeckten Tisch und beginnt auf ihre Weise ihr Anliegen vorzubringen. Sie spricht: „Allah hat mich in dein Haus geschickt, Gulnul, denn ich hatte einen wunderschönen Traum: ich sah, wie sich unsere Tauben in die Luft erhoben und über dem Dach unseres Hauses schwebten. Und wie ich nun länger hinblieke, bemerkte ich, wie ein weißes Täubchen von eurem Hause geflogen kam und sich auf unser Dach setzte. In meinem Hause wohnen Glück, Friede und Ruhe“, spricht Dojatscha weiter. „Ich habe einen Sohn, er heißt Rachimbai. Er ist lustig, gehorham und stark. Aber er hat einen unruhigen Blick.“

Gulnul antwortet: „Ich breitete vor dir meinen besten Teppich aus, gab dir ein leidendes Kissen und setzte dir das Beste aus meiner Küche vor. Ich habe aber einen Mann und der ist der Herr des Hauses. Ich werde deine Worte meinem Manne mitteilen. Denn alles hängt von ihm ab.“

Darauf erhebt sich Dojatscha, verabschiedet sich und verläßt das Haus. (Vorher ging sie aber noch zum Nachbar des Mawlianbais und erkundigte sich hier, ob Minowar gesund und gehorham sei.)

Es vergingen nun einige Tage. Da erscheint Gulnul bei Dojatscha und wird von ihr auf das beste empfangen. Nach einem guten Empfang und reichlicher Bewirtung zeigt Dojatscha ihr Haus und ihre Reichtümer. Gulnul sieht sich alles an und sagt: „Hat Taschbulat auch viel Kamele und eine große Hammelherde? Wie viele Koffer hast du mit Chalas und bestickten Kleidern?“ Von der Poesie geht man jetzt zur Prosa über. Mawlianbais verlangt für seine Tochter eine große Summe. Lange handeln die Frauen. Gulnul zählt die verschiedenen Festmahle auf, die Taschbulat aus Anlaß der Hochzeit geben muß. Viele Hammel und Kinder müssen geschlachtet, viel Wein und Fruchtlast müssen vorgelegt werden. Alles wird genau besprochen und abgemacht. Da Minowar hübsch und noch jung ist — sollen nicht weniger als fünf Kamele, zwanzig Schafe und zwei Küsten mit Leinen und ausgenähten Kleidern für sie bezahlt werden. Endlich wird man einig. Morgen schon soll der Kaufpreis ins Haus des Mawlianbais getragen werden, und drei Tage darauf wird die Hochzeit stattfinden.

Nun können auch die Kinder erfahren, wen und wann sie heiraten werden. Die „Poesie“ kommt wieder zu ihrem Rechte. Gulnul ruft ihre Tochter und spricht zu ihr: „Dojatscha, die Mutter des jungen Rachimbais hat einen wunderschönen Traum gehabt: sie hat viele Tauben, diese Tauben erhoben sich über das Dach ihres Hauses und flogen hin und her. Da erhob sich von unserem Hause ein kleines, weißes Täubchen und setzte sich auf das Dach des Hauses Taschbulats. Bereite dich vor, meine Tochter, bereite dich vor, mein Seelchen. Bald ist deine Hochzeit. Du wirst alle deine Freundinnen rufen und dich von ihnen verabschieden, ebenso wie du dich auch von deiner taubenhafte Reinheit wirst trennen müssen. Was soll ich dir noch sagen? Dein Bräutigam heißt Rachimbai und ist der Sohn Taschbulats. Du wirst ihn sehen, wenn du verheiratet bist.“

Endlich ist der Tag der Hochzeit gekommen, an dem das Mädchen von ihrer taubenhafte Unschuld und der Jüngling von seiner Einsamkeit und Sorglosigkeit Abschied nehmen müssen.

„Minowar, meine Tochter“, spricht die Mutter, „möge dein Herz sich mit Freude füllen. Bald wirst du erfahren, wozu Allah das Weib schuf. Nun werden wir singen und fröhlich sein. Mit Liedern und Lachen mußt du dein Herz weh erdrücken und die Schwelle des neuen Lebens überschreiten. Und schäme dich nicht, Minowar — denn das, ist das Schicksal aller Mädchen.“

Um vier Uhr am Tage erklingt im Dorfe die Musik. Das ist der Mullah mit dem Dorfältesten, die zur Braut gehen, um sie zu segnen und ihr die „heiligen“ Ehegesetze vorzulegen. Der Mullah bleibt draußen am Fenster stehen und spricht feierlich: „Meine Tochter, willst du die Frau des Rachimbais, des Sohnes Taschbulats, werden?“ Die Braut kann vor Aufregung nicht antworten, doch die Anwesenden kommen ihr schnell zuvor: „Ja, ja, sie ist einverstanden“, erklingt es von allen Seiten. Nachdem der Mullah die Zeremonie beendet hat, wird die Braut in ein anderes Zimmer geführt, da eine immer lauter werdende Musik anzeigt, daß sich der Bräutigam, von seinen Freunden begleitet, dem Hause nähert. Die Brautleute dürfen einander nicht sehen und erhalten deshalb vom Mullah ihren

Segen getrennt. Ebenfalls einzeln werden sie über Allahs Gesetze der Ehe unterrichtet.

Im Hofe Taschbulats wird jetzt Holz zusammengetragen und angestekt. Zahlreiche Frauen treten zum brennenden Holz und tanzen stundenlang um das Feuer herum. So rein wie die Flamme, so rein ist auch Minowar, die Braut Rachimbais. Kaum aber ist das Feuer erloschen, so erlischt auch die Scham und die Unschuld Minowars. Doch der Braut Eltern und Freunde übergeben Minowar nicht, ohne einen „Kampf“ aufzuführen. Nach kurzen Unterhandlungen, die immer resultatlos verlaufen, wird zum „Kampf“ geschritten. Dieser dauert recht lange; doch Sieger bleibt stets der Bräutigam und sein Haus. Die Sieger sind großmütig, sie schließen Frieden mit den Angehörigen der Braut. Trotzdem ist Rachimbai mit dem Ausgang noch nicht zufrieden, denn er ist ein Mann und will seine Braut nicht auf friedlichem Wege erhalten: er muß sie rauben und entführen! Und während die „Friedensverhandlungen“ noch vor sich gehen, ergreift er kurzerhand die Braut, reitet davon und führt sie in sein Haus, in die ihrer harrende Schlafkammer. Hier enthüllt er sein Gesicht und zieht den Chalat aus.

Dann spricht Rachimbai: „Nun habe ich dich entführt, Minowar. Ich habe dich geraubt, damit du mein Weib wirst. Gleich werde ich auch den Schleier von deinem Antlitze ziehen und dich zum erstenmal sehen.“

Minowar antwortet: „Treue Freunde haben mich verteidigt, aber du hast sie alle besiegt, denn du bist stärker als sie alle. Ich möchte auch gern dein Gesicht sehen, Rachimbai, aber ich bin ein Mädchen und schäme mich.“

Rachimbai erinnert sich seiner Stärke und reißt den Schleier vom Gesicht Minowars. Sie bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und weint vor Furcht und Scham. Rachimbai aber spricht: „Weine nicht, Minowar. Ich sehe dich heute zum erstenmal, aber ich liebe dich schon lange.“

Inzwischen haben die kämpfenden Parteien Frieden geschlossen und sich im Hause des Bräutigams versammelt, um das Hochzeitsfest zu feiern.

„Rachimbai“, spricht die Mutter, „du hast siebzehn Jahre auf Minowar gewartet, nun mußt du auch diese Nacht auf sie warten. Wir werden die ganze Nacht bei euch bleiben und eure Hochzeit feiern.“

So will es die Sitte und das Gesetz. Am nächsten Morgen entfernt sich Rachimbai und bleibt den ganzen Tag fort. Doch wenn sich die Sonne zum Untergang neigt, kommt Rachimbai zu seiner Braut zurück und bringt ihr, in ein Taschentuch gewickelt, die ersten Geschenke mit. Unter dessen richten die beiden Frauen das Brautbett. Dann erst, am zweiten Tag, wird das Brautpaar endlich allein gelassen.

Hygiene und Heilkunde

Schlaf in Blau! Zwischen Farbe und Schlaf bestehen eigenartige Zusammenhänge, deren praktische Nutzwirkung noch zu wenig bekannt ist. Nach den Beobachtungen der Münchener Gesellschaft für Lichtforschung, über die in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ berichtet wird, ist es ganz erstaunlich, wie sehr sich die Erzielung eines gesunden Schlafes durch die richtige Farbauswahl beeinflussen läßt. Glasmaler haben schon oft bemerkt, daß sie vor der Staffelei einschlafen, wenn sie längere Zeit auf kaltem Kobaltblau malen. Auch hat man schon in früheren Zeiten Geisteskranken in blau gestrichenen oder mit blauen Vorhängen verlehene Zellen gebracht, wodurch eine beruhigende und einschläfernde Wirkung hervorgerufen wurde. Überreizte Menschen werden viel ruhiger, wenn man sie in blau tapetisierte Gemächer bringt oder das Licht durch blaue Vorhänge einsallen läßt. Daraus ergibt sich der hohe Wert, den die blaue Farbe für das Schlafzimmer besitzt. Schwarz ist dafür nicht zu verwenden, denn diese Farbe wirkt auf viele Menschen niederdrückend. Leute, die schlecht schlafen, erreichen durch ein leichtes Blau der Schlafzimmerwände, ja auch schon durch eine blaue Ampel oder durch einen blauen Lampenschirm, daß sie ohne Anwendung künstlicher Schlafmittel ihre Nachtruhe finden.

Reise u. Verkehr

„Das Reisebureau“, die Deutsche Zeitschrift für Weltverkehr (Offizielles Organ der Vereinigung Deutscher Reisebureaus, C. B., Berlin W. 8, in deren Verlag sie auch erscheint), bringt in ihrem soeben erschienenen Heft Nr. 19 wiederum einige interessante Abhandlungen aus dem Reise- und Verkehrsleben. Der Amerika-Korrespondent der Zeitschrift, S. Ullendorff, versucht in interessanter Weise in die Zukunft des Transatlantikverkehrs unter Berücksichtigung der bisherigen und künftigen Verkehrsmittel einzudringen.



Lernen unsere Töchter zuviel?

Forderung der Lehrerinnen: Erweiterte Mädchenbildung. — Standpunkt der Eltern: Zu kostspielig und relativ überflüssig. — Wo liegt die Lösung des Problems?

Es ist wohl kaum irgendwo ein gewissenhaftes Elternpaar, das sich nicht Gedanken darüber machte: „Was soll aus unseren Kindern werden?“ Hat man Söhne, so ist die Frage verhältnismäßig leicht beantwortet; auf jeden Fall ist man sich darüber klar, daß sie vor der Ausbildung in irgend einem Berufe eine gute Allgemeinbildung erwerben sollen und daß die spätere Berufsausbildung so gründlich wie nur möglich sein müsse, da im heutigen komplizierten und schwierigen Existenzkampf nur derjenige sich behaupten kann, der am besten gerüstet ist. Aus dieser Erkenntnis wächst die Bereitwilligkeit so vieler treusorgenden Eltern, oft unter den größten Opfern ihren Söhnen vor allen Dingen den Besuch der höheren Schulen, und zwar möglichst bis zum Abitur zu ermöglichen, selbst wenn sie sich buchstäblich die Schulgelber usw. am Munde absparen müssen.

Aber nun sind da auch viele mit Töchtern gesegnete Eltern, und auch für diese ergibt sich die Frage: Was soll aus unserer Tochter werden? Und da kann man immer und immer wieder folgendem Gedankengange begegnen: Daß die Tochter etwas lernen muß, ist selbstverständlich, und auch mit der Notwendigkeit einer Berufsausbildung für sie hat man sich ziemlich allgemein vertraut gemacht, weil man weiß, daß schon allein infolge des zahlenmäßigen Frauenüberschusses — von allem anderen abgesehen — nicht jedes Mädchen zur Ehe kommen wird, und daß also die Tochter einmal darauf angewiesen sein kann, sich selber zu erhalten. Aber nun scheut man sich, folgerichtig weiter zu denken und den gleichen Schluß wie für Knaben, auch für Mädchen zu ziehen: „Nur die gründlichste Bildung gewährleistet den Erfolg!“ Uneingestanden oder auch bewußt lebt doch in so vielen Eltern der Gedanke: Unsere Tochter wird ja wohl doch heiraten, und ihre Berufstätigkeit wird doch mehr oder weniger nur ein Provisorium, ein Übergangsstadium sein. Wozu also so große Kosten und soviel Zeit aufwenden für etwas, was sie später doch nicht mehr braucht? Und überhaupt: Die Mädchen von heute müssen ja viel zu viel lernen! Man überfüllt sie geradezu mit Gelehrsamkeit, und die Folge, davon sind Überarbeitung und gesundheitliche Schädigung unserer Töchter, dieser zukünftigen Mütter der kommenden Generation, die wir doch im Interesse des Volksbestehens und -gedeihens uns so gesund und kräftig wie nur denkbar wünschen und erhalten müssen. Und wie wird es den Mädchen und damit auch den Eltern heutzutage erschwert, zur Berufsausbildung zu gelangen! Für die meisten Berufe ist nun schon das Abitur nötig, und die Berufsausbildung selber ist neuerdings auch wieder vielfach verlängert und damit kostspieliger und schwieriger gemacht. Sollte man nicht die Töchter lieber mehr praktische und rein weibliche Dinge lernen lassen, die sie später im Leben wirklich brauchen, anstatt noch längere Schulzeit, noch mehr akademisches Studium usw. für sie zu fordern?

Dies sind, so führte Frau Oberstudienrat Emma Bedemann, die Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins anläßlich seiner diesjährigen Tagung in Eisenach aus, die typischen Elterneinwände und Gedanken zur Frage der erweiterten Mädchenbildung. Die Bedenken der Eltern sind menschlich verständlich, jedoch sachlich unhaltbar. Wir leben in einer ganz anderen Zeit, die einen ganz anderen Frauentyp formte und braucht, als früher. Die Lebensformen sind mannigfaltiger, die Verhältnisse viel komplizierter. Die Frau von heute muß Sachkenntnis, geistige Disziplin, Entschlußfähigkeit und Selbständigkeit besitzen in weit höherem Maße, als die Frau von früher, die von der Mitarbeit an öffentlichen Dingen so gut wie ausgeschlossen war und die Fähigkeit hierzu dem Manne überließ, überlassen zu dürfen und zu müssen glaubte. Mehr noch: Die Frau und Mutter, die ihre unendlich schwere und unendlich segensreiche Aufgabe der Rettung des Familienlebens in unserer Zeit der auseinanderstrebenden Tendenzen erfüllen soll, muß diese ihre Zeit beurteilen können, muß in ihr leben, muß Zusammenhänge und Wirkungen erkennen können, muß ihrer Familie geistige Führerin, ihrem Manne geistiger Kamerad sein können. Zu alledem ist die erweiterte Bildung unerläß-

lich, die dem Mädchen immer von Nutzen und Vorteil sein wird, ob in- oder außerhalb der Ehe, die aber auch Vorbedingung ist, um einen Beruf, er sei welcher auch immer, nicht nur sachlich zu beherrschen, sondern auch geistig zu durchdringen. Zur Frage der gesundheitlichen Schädigung unserer Tochter durch „zu vieles Lernen“ ist zu bemerken, daß nachweislich unsere Mädchen von heute gesünder und kräftiger sind, als ihre Mütter im gleichen Alter waren, die sich weit mehr im Hause betätigten und bei denen die „Mehrschicht“ gang und gäbe war. Man darf nicht vergessen, daß die Schule heute ja in wohlbedachtem Wechsel den Geist und den Körper entwickeln und durchbilden will. Was die Ausbildung in den „praktischen“ und rein „weiblichen“ Fächern anbetrifft, so ist die Beherrschung des Technischen z. B. der Haushaltsführung heute eine selbstverständliche Forderung an unsere jungen Mädchen, und man vergegenwärtige sich nur einmal, was ihnen zu diesem Zweck heute die Schule gibt im Vergleich zu früher! Übrigens gilt es hier, noch einen weitverbreiteten Irrtum aufzuklären: Durchaus nicht alle Frauenberufe erfordern heute das Abitur; es gibt eine große Anzahl solcher, wie z. B. die Berufe der Land- und Hauswirtschaft, des Handwerks, des Handels, der pflanzlichen Berufe (Kranken- und Säuglingspflegerin, Kindergärtnerin usw.), die ohne Abitur zu erreichen sind. Von der Forderung des Abitur für den Beruf der Lehrerin (und zwar nicht nur der rein wissenschaftlichen, sondern auch der sogenannten technischen Lehrerin) freilich kann nicht abgegangen werden; es liegt doch auf der Hand, daß gerade dieser so schwierige, wenn auch schöne Beruf der Erzieherin, Menschenbildnerin der breitesten Bildungsgrundlage bedarf. Für den Lehrer hat man diese Notwendigkeit auch bereits eingesehen, sie für die Lehrerin ablehnen zu wollen, heißt die gleiche Arbeit von ihr fordern, ohne ihr das gleiche Rüstzeug zu geben, heißt sie hemmen, hindern, unsicher und innerlich unglücklich machen.

Darum sollten Eltern und Lehrerinnen zusammenstehen in der Frage der erweiterten Bildung für unsere Töchter, nicht gegeneinander! Wenn die hieraus erwachsenden Lasten für die Eltern erleichtert werden, sei es durch Schulgeld-erlasse, Beschaffung von guten und wohlfeilen Unterkunftsmöglichkeiten für die Landkinder, die zum Schulbesuch in die Stadt kommen, wie auch Schaffung von Übergangserleichterungen von einer Schule zur anderen, so dürfte dies zur Lösung des Problems viel beitragen, ebenso wie eine gewisse „Begabtenauslese“ seitens der Eltern selber, die manche Enttäuschung, manches ungerechte Urteil, viele unnütz gebrachten Zeit- und Geldopfer verhindern würde.

Räthe Brustat-Schneidermann.

Praktische Winke.

Bratfett schmackhaft zu machen. Vielfach wird in den Haushaltungen zum Baden und Braten reines Kokosfett verwendet, das nicht nur sauber und appetitlich aussieht, sondern auch rationell ist und den Vorteil hat, nicht leicht zu verbrennen. Leider nur ist es im Geschmack völlig indifferent, und das macht sich namentlich bei der Bereitung einer Einbrenne usw. unangenehm bemerkbar. Man hilft sich vortheilhaft, indem man dieses Fett erst einmal zum Ausbaden verwendet (also beim schwimmenden Ausbaden von Wannen, Apfelpfeifens oder dergl.). Es nimmt von diesen Gebäuden einen angenehmen Geschmack an, und da es nicht leicht dunkel wird, kann man es immer noch mit Vorteil weiter verwenden. Sehr vorteilhaft ist die Mischung von drei Teilen Kokosfett mit einem Teile guten Olivenöls; man rät die Mischung zusammen auf und setzt eine Kleinigkeit Majoran hinzu. Das erhaltene Gemisch ist so wohl-schmeckend, daß man es sogar als Brotaufstrich verwenden kann. Daß man Margarine und Schweinefett durch das Mitbraten einer Zwiebel schmackhafter macht, dürfte allgemein bekannt sein, weniger die Tatsache, daß man das letztere durch einen feingeschnittenen Apfel ungeahnt verfeinert. Alle Talgsorten, namentlich aber Rierenfett, gewinnen sehr im Geschmack, wenn man beim Ausbraten etwas frische Milch hinzufügt. Auf 4–5 Pfund Fett genügt ein Viertel Liter rohe Milch. Hat man Öl, das aus irgend einem Grunde einen Beigeschmack hat, so kann man diesen entfernen, indem man in dem erhitzten Öl einige Brotkrümel braun werden läßt, diese ziehen allen Beigeschmack an. Voraussetzung hierbei ist natürlich, daß das Öl an sich nicht verdorben ist.